

Grey Scale #13



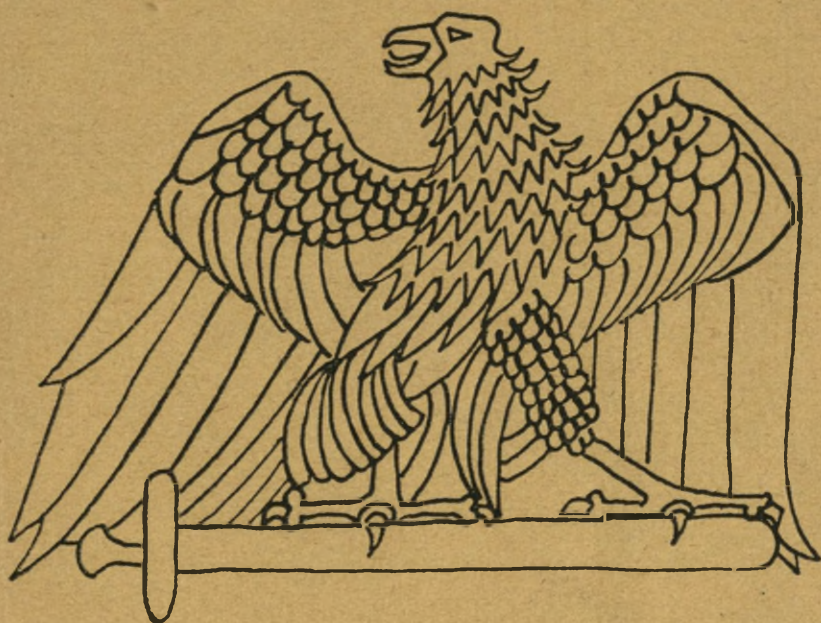
DANES-PICTA .COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



43 *Leul* 76
C L A U S E W I T Z

Katechismus



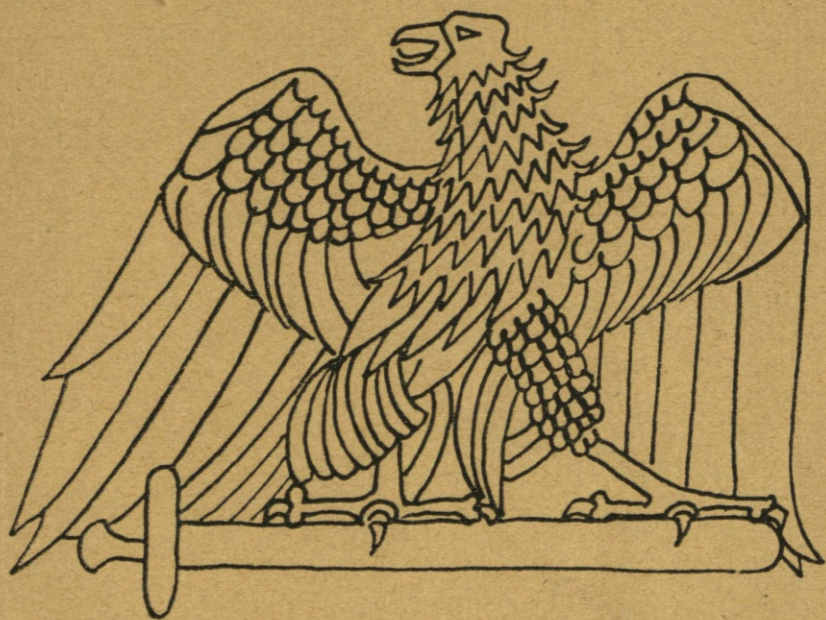
Horst von Metzsch

GENERAL DER ARTILLERIE Z.V.



42 76
Leul
C L A U S E W I T Z

Katechismus



Horst von Metzsch

GENERAL DER ARTILLERIE Z.V.

CLAUSEWITZ KATECHISMUS

von

Horst von Metzsch
General der Artillerie z. V.

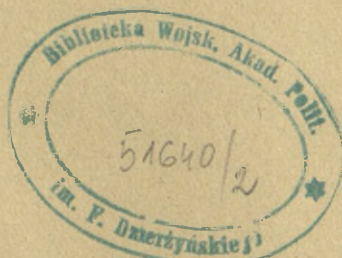
Da *[1942]*

Buchholz & Weißwange, Verlagsbuchhandlung
Berlin-Charlottenburg 2

O pua 23770

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3— 6
Persönliches	7— 8
Aus den Schriften von 1807 bis 1813	9—19
Aus: „Vom Kriege“	20—46
Schlußwort	47



201. — 220. Tausend

Copyright 1937 by
 Buchholz & Weißwange Verlagsbuchhandlung,
 Berlin-Charlottenburg 2.

Druck: Buchholz & Weißwange, Verlagsbuchhandlung,
 Berlin-Charlottenburg 2.

Vorwort

So gewaltig das Gedankengut ist, das uns der Kriegsfilosof Karl von Clausewitz hinterlassen hat, — es ist auch heute noch nur wenigen vertraut. Die vierzehn an sich dankenswerten Auflagen des klassischen Werkes „Vom Kriege“, deren bekannteste Karl Linnebach 1933 herausgab, haben leider wenig daran geändert. Solche Abdrücke sind, unerläutert, ein fragwürdiger Besitz für diejenigen, die den großen Denker bisher kaum dem Namen nach kannten und nun dem umfangreichen Lesestoff mehr oder weniger unkritisch gegenüberstehen. Der Inhalt ist überdies teils schwer verständlich, teils sogar schwer mit den Wehrnotwendigkeiten unserer Zeit in Einklang zu bringen. Man hat deshalb ganz richtig gesagt, Clausewitz habe als ein Meister für Meister geschrieben. Das will heißen: für Leser, die selbst Könner sind und daher die Weisheit praktisch zu verwerten wissen. Statt dessen stehen manche dem, ihnen gänzlich neuen Gedankenbau bestürzt, hilflos und überwältigt gegenüber. Das eingehende Studium der Clausewitzschen Schriften Zeile um Zeile kann also in unerfahrenen Köpfen mehr Verwirrung hervorrufen als Aufklärung bringen.

Andrerseits hat Linnebach durchaus recht, wenn er schreibt, ein Satz des großen Soldaten gäbe selten die ganze Wahrheit wieder, die er umschreiben will. Aus dem Zusammenhang Herausgerissenes ist demnach erst recht ungeeignet.

Clausewitz der Nation vertraut zu machen. Es sei denn, daß die Auslese erläutert wird, und das wird in diesem Büchlein versucht.

Andere meinen, die Theorie eines Zeitgenossen des Ersten Napoleon müsse wohl grau sein. Des Lebens grüner Baum sei der Nationalsozialismus. In „Mein Kampf“ oder im „Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts“ käme ja der Name Clausewitz gar nicht vor. Also hinke wohl auch seine Auslegung den Ereignissen nach.

Den Ereignissen schon, aber auch den uns nötigen Erkenntnissen? — Kaum! Jedenfalls ist die geschichtliche Bestätigung von Auffassungen, die wir heute nationalsozialistisch nennen, eine wertvolle Bekräftigung der Zielsetzungen, denen wir heute leben. Der Führer hat denn auch mehrfach auf Clausewitz Bezug genommen. Damit ist der Werbung für das Erbe des reichen Geistes das Vorurteil entzogen, es könne gegen Adolf Hitler sein, wer für den genialen Jünger des Meisters Scharnhorst eintritt.

Das Gegenteil ist richtig: Das heißt: die häufige Übereinstimmung der beiden großen Söhne des deutschen Volkes, Clausewitz und Hitler, ist geradezu verblüffend. Sie sind Wahlverwandte. Nicht als militärische Strategen oder überhaupt als Männer vom gleichen „Bau“. Wohl aber als Wehrpolitiker mit dem gleichen Ziele einer ehrbewußten, freien und kriegstüchtigen Nation.

Diesem Ziele dient auch dieses kleine Buch. Und zwar mit einer Auslese aus dem Gedankengute des Philosophen, die Fühlung sucht mit den geistigen Wehrerkenntnissen unserer Zeit und mit Erläuterungen, die ebenfalls aus unserer tat-

sächlichen Lage herausgewachsen sind. Auf gewisse bekannte Clausewitz-Thesen, die allmählich landläufig geworden sind, haben wir daher bewußt verzichtet. So, zum Beispiel, auf die berühmten drei Bekenntnisse, ohne deren Kenntnis kein junger Deutscher mehr die Schule verlassen darf. Auf Hinweise kommt es uns an, die zu Gedanken führen, die leicht überhört, übersehen oder überhaupt nicht gedacht werden und dennoch nicht entbehrt werden können.

Um solche Hinweise hat man sich in den letzten Jahren verschiedentlich bemüht. Dr. Richard Blaschke hat dabei, unseres Erachtens, eine besonders glückliche Hand gehabt. Der Verfasser dieses Heftes ist mehrfach zu einer ähnlichen Auslese gelangt. Er selbst hat auch schon zweimal Clausewitz einer breiteren Öffentlichkeit näherzubringen versucht*). Allein, in beiden Arbeiten wird das wörtliche Zitat im allgemeinen vermieden, während hier erstmalig der Wortlaut einiger Thesen, die ebenso gut 1937 wie 1807 geschrieben worden sein könnten, zum Ausgangspunkte von Erläuterungen gemacht werden, die — wie der Verfasser hofft — dem Zeitbedürfnis entgegenkommen.

Wer einwendet, der Nationalsozialismus sorge schon hinreichend für die Formung des Volksbewußtseins, möge bedenken, daß es auch die größten Geistesgewaltigen nicht verschmäht haben, ihren eigenen Genius an dem, was die Geschichte lehrt, zu messen. Wer meint, gerade in der Pflege heldischen Sinnes, dessen klassischer Verfechter Clausewitz ist, werde wirklich schon genug getan, der lasse sich sagen:

*) Vgl. den Anhang.

Die Heroen der Bewegung mögen noch so heldenhaft gehandelt haben, — die geschichtliche Begründung schöpferischen Heldensinns wird dennoch für das nachwachsende Deutschland niemals entbehrlich werden.

Zu dieser historischen Rechtfertigung heroischer Auffassung des Lebens gehört aber Clausewitzens geistige Hinterlassenschaft unbedingt. Und zwar in einer Form, die Clausewitzwerte ummünzt in Volkswerte. Dazu möchten wir mit diesen Blättern beitragen.

Berlin, im Oktober 1937.

Ergänzt im Januar 1941.

Der Verfasser.

Persönliches

Karl von Clausewitz wurde am 1. Juni 1780 in Burg bei Magdeburg als Sohn eines kriegsbeschädigten friderizianischen Offiziers geboren, der dort als kleiner Beamter sein karges Brot verdiente. Es mochte daher eine Entlastung für den Vater sein, daß der Sohn schon als Zwölfjähriger in die Armee eintrat. In ihr erlebte er die Rheinfeldzüge gegen Frankreichs Sansculottenheere, die Niederlage von Jena und den Rückzug nach Prenzlau. Dort geriet er bei einem tapferen Versuch, sich der drohenden Kapitulation zu entziehen, in französische Gefangenschaft. Aus ihr zurück, machte ihn Scharnhorst, der ihn hoch schätzte, zu seinem Bürochef. Danach war er Lehrer an der Kriegsschule in Berlin, auch des preußischen Kronprinzen, trat aber 1812 in russische Dienste, weil er das preußische Bündnis mit Frankreich nicht billigte. Seitdem verfiel er der königlichen Ungnade, die nie wieder ganz erloschen ist. Obwohl am Vertrage von Tauroggen beteiligt, der das Korps Yorck dem Könige erhielt, und obwohl um die Aufstellung der ostpreussischen Landwehr verdient, die zu einem mitreißenden Beispiel für die Erhebung Preußens wurde, erlaubte Friedrich Wilhelm III. ihm nur, 1813 als russischer Nachrichtenoffizier zum Stabe Blüchers zu treten. Erst 1814, nach mehreren vergeblichen Gesuchen, stellte der König ihn als Oberst

wieder in die preußische Armee ein. 1815 wurde er Generalstabschef des mobilen III. Armeekorps, später des rheinischen Korps in Koblenz und danach Direktor der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin. Das Recht, dort geistigen Einfluß auszuüben, wurde ihm versagt. Artillerieinspekteur in Breslau war ebenfalls eine Verwendung, die seinem reichen Geiste keine Gelegenheit bot, sich zu entfalten. Schließlich wurde er Generalstabschef der Armee Gneisenaus gegen das aufständische Polen, um in dieser Stelle am 16. November 1831 seinem Feldmarschall im Choleratode nachzufolgen.

Wie wenig diese Laufbahn seinem Können Genüge tat, beweist der riesige Umfang der hinterlassenen Schriften. Unter ihnen ragt das philosophische Werk „Vom Kriege“ als ein Geisteswerk hervor, das den großen soldatischen Denker unsterblich macht.

Aber nicht nur unsterblich, sondern auch sympathisch dadurch, daß ihm jeder publizistische Ehrgeiz geschäftiger „Zeitschreiber“ völlig fern lag. Der Witwe, Maria, geborene Gräfin Brühl, eine bedeutende Frau von feinfühlerndem Verständnis für die geistige Lebensarbeit ihres Mannes, sollte es vorbehalten bleiben, den herrlichen Gedankenbau des größten Kriegsphilosophen der deutschen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Er ist bisher von keinem Denker übertroffen worden.

Aus den Schriften von 1807 bis 1813

Es gibt keine Hilfe außer uns selbst; es gibt keine Rettung außer der, welche in unserer Kraft, in unserem Verstande, in unserem Herzen ist.

Ist das nicht übertrieben? Sind wir nicht angewiesen auf Auslandshilfe, um uns zu ernähren? Auf militärisch Verbündete, um nicht einer erdrückenden Übermacht gegenüberzustehen? Auf rohstoffliche Einfuhr, um unseren Rüstungsbedarf zu decken? Auf Verständnis für unsere Kultur, um auch auf ihrem Gebiete helfende Freunde außerhalb der Grenzen zu haben? Oder sogar auf fremdes Geld, um überhaupt Krieg führen zu können, falls er uns aufgezwungen werden sollte?

Gewiß, diese Fragen aufwerfen, hieß vor den heutigen Kriegserfolgen sie bejahen. Allein, es handelt sich nicht darum, daß uns das Ausland irgend etwas schenkt. Darauf kommt es an, daß sich der Gebende Nutzen für sich von seiner Hilfe versprechen kann. Das aber wird nur dann der Fall sein, wenn die Nation und ihr Staat sich in einer nationalen und sozialen, militärischen und wirtschaftlichen, seelischen und geistigen Verfassung befinden, die wachsende Stärke verrät.

Also ist es letzten Endes doch die eigene Leistung des Staates, die eigene Klugheit seiner Führung und der eigene Charakter der Nation, welche jede etwaige Hilfe von außen her rege machen. Clausewitz übertreibt daher mit seiner These nicht. Wohl aber übermittelt er uns die Mahnung, alle Kraft auch um ihrer werbenden Wirkung willen zu entwickeln und Hilfe von außen her nicht anders, denn als Widerhall vertrauenerweckender, achtungsgebietender und erfolgreicher Eigenarbeit zu erwarten.

Parteiungen, welche in anderen Ländern wohltätige Wirkungen haben können, müssen in Deutschland, um welches sich das Ausland unaufhörlich reißt, immer zu großen Spaltungen führen, durch welche das Reich in sich zusammenstürzt.

Der Zusammenbruch von 1918 hat diesen Clausewitz-Satz tragisch verwirklicht. Die Beseitigung der Parteien durch das Dritte Reich erhält damit die denkbar schlagendste geschichtliche Rechtfertigung.

Man könnte einwenden, daß wir doch auch heute noch eine Partei, nämlich die nationalsozialistische, hätten. Aber diese eine neue Partei an Stelle von ein paar Dutzend alten soll, nach den Worten des Führers, eine tragende Säule des Staates, nicht, wie die vorausgegangene Parteiwirtschaft, eine zersetzende Säure des Volkes sein.

Wenn andere Völker Nutzen aus ihren Parteien gezogen haben, wie Clausewitz meint, und noch ziehen, wie das auch von uns nicht bestritten werden soll, so ist damit nur bewiesen, daß sich jede Nation auf ihre eigene, ihrer Art und ihrer Lage gemäße Weise regieren lassen will. Nicht aber, daß die politische Lebensform anderer Völker eine Lebensnotwendigkeit auch für das deutsche sei.

Dies um so weniger, als sich gewisse Mächte heute noch ebenso „um Deutschland reißen“ wie zu Clausewitzens Zeit. In anderer Form, aber aus ähnlichem Denken heraus. Der Pole drängte an die Oder, der Franzose an den Rhein, der Engländer ist ohne Verständnis für unser Raumbedürfnis, der Italiener sah einst, zwar nicht im Reichsdeutschen, aber im deutschen Oesterreicher seinen ärgsten Feind, und alle haben einmal gehofft, die Parteispaltung Deutschlands zur Niederhaltung Deutschlands ausnutzen zu können.

Wir glauben also, daß das Ziel unserer Staatseinrichtungen sein muß: Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit im eigenen Geschäfte und warme Teilnahme an den großen Interessen des Landes.

Mitfühlen aber nicht Mitregieren könnte die Losung auch heißen. Allerdings fordert Clausewitz, daß diese Interessen „großartig und dauernd“ seien, damit der Bürger für das unentbehrliche Vertrauen zu seiner Regierung eine stetige Richtung auf lange Sicht habe. Diese großartige und dauernde Zielsetzung ist im Dritten Reiche da. Dessen Schöpfung gilt dem ewigen Deutschland, dem unvergänglichen Volkstum, nicht einer kurzen Spanne von Jahren, sondern einer langen Reihe von Geschlechtern. Der neue Wehrstaat gilt nicht der Lage, wie sie heute gerade ist, sondern wie sie im Herzen Europas immer war, nämlich: bedrängt.

Wenn die Nation fühlt, daß ihre straffe Führung auf nichts anderes als auf die Wahrung des Volkstums und auf die Mehrung seines Wohlstandes bedacht ist, wird sie sich geborgen wissen, ohne opponieren zu müssen, wird sie glauben, daß der Staat ihr Staat, die Partei ihre Partei ist, und daß die großen Interessen des Landes, die der Staat vertritt, sich mit den Lebensnotwendigkeiten des Volkes decken, welche die Nation fühlt. Dann ist die Bahn frei für eine fleißige Berufsarbeit des Einzelnen, die unbeschwert bleibt von parteipolitischen Zweifeln, die sich fernhält von unfruchtbarer Kannegießerei und die sich dennoch beschwingt weiß durch die innere Anteilnahme daran, daß und wie die Nation aufwärts geführt wird.

Der Krieg als eine natürliche Äußerung zusammengepreßter Nationalkräfte . . . wird . . . aufhören, wenn . . . das europäische Menschengeschlecht sich aus seinem Chaos nach den Gesetzen der Natur zu organischen Staaten gebildet haben wird.

Organische Staaten sind völkische Staaten. Sie schöpfen ihre Kraft aus Blut und Boden, wie zum Beispiel das heutige Deutschland. Organische Staaten sind von ihrem Volkstum für dieses Volkstum geschaffen. Der tschechoslowakische Staat war von anderen Völkern als denen, die er barg, gegen das deutsche Volk geschaffen! Er war eine Verneinung natürlicher Gesetze. Er bejahte das Chaos des europäischen Menschengeschlechts. Er war deshalb eine beständige Gefährdung des Friedens und von seinen Schöpfern auch als solche gedacht. Ein chronisch kranker und deshalb fiebererregender „Blinddarm“ im europäischen Körper. Nur noch Grenzgebiet für andere Mächte, die ihn als Sprungbrett nach Deutschland hinein mißbrauchen zu können hofften, wenn ihnen Deutschlands Aufstieg besorgniserregend erschien. So entstand der Militärpakt zwischen Paris, Moskau und Prag.

Clausewitz glaubte an eine friedliche Neuordnung solcher verfehlter Schöpfungen nicht. Auch wir haben uns keinen Illusionen hingegeben. Dennoch hätte das Dritte Reich angesichts der blutigen Katastrophe des Weltkriegs die friedliche Ausgestaltung der Lebensform der großen europäischen Völker jeder gewaltsamen Erneuerung im Rahmen des ehrenhaft Möglichen und des völkisch Notwendigen vorgezogen, wenn Englands Blankoscheck an Polen und Frankreichs englandhörige Haltung nicht zwangsläufig zum Kriege getrieben hätten.

Sein (des Deutschen) wahres Element ..., wo er sich allen seinen natürlichen Neigungen überlassen kann, ist die eben verlorene Föderativ-Verfassung, und es ist doch wohl nicht bloße Einbildung, wenn wir annehmen, daß die Nationalität der Deutschen eine der Hauptursachen ist, warum Deutschland diese Verfassung so lange erhalten hat.

Wir Deutsche dürfen uns also keineswegs dem Naturgesetze unserer Artung willenlos preisgegeben glauben. Denn: In der Art steckt auch einige Unart. Neben den völkischen Stärken liegen auch Schwächen. Im Blute ruhen Vorzüge und Mängel, und zwar im deutschen Blute so starke politische Unzulänglichkeiten, daß sich der Deutsche Jahrhunderte hindurch ausgerechnet die politische Lebensform im deutschen Raume schuf, die sein Volkstum nach außen ohnmächtig bleiben ließ.

Selbst Bismarck hat der politischen Unart des Deutschen noch Konzessionen gemacht oder machen müssen. Nur seiner meisterhaften Diplomatie gelang es, dennoch einen Machtstaat zu schaffen, der Geltung nach außen besaß. Aber die Nation als solche war noch kein Instrument, mit dem er hätte im europäischen Konzerte spielen können. In der nachbismarckischen Zeit gelang das erst recht nicht. Erst der heutige, zentral und autoritär geleitete Führerstaat ist nicht nur gemäß unserer Art, sondern zugleich und bewußt gegen alle deutschen Unarten aufgerichtet. So richtete Clausewitz die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf das lockere Staatsidol, das unseren Aufstieg aufhielt. Wir waren dadurch gewarnt. Aber wir mußten wohl erst noch einmal durch den Weltkrieg und die nachfolgende Schmach gründlich gezüchtigt werden, um zu einer widerstandsfähigeren Staatsform zu gelangen.

Mich hat noch nie ein religiöses Gefühl durchdrungen und gestärkt, ohne mich zu einer guten Tat anzufeuern, zu einer großen mir den Wunsch, ja selbst die Hoffnung zu geben. Hierauf gründe ich meine Rechtfertigung, wenn ich meinen Blick von der Erde, von der Profangeschichte nicht abwenden kann.

Clausewitz war demnach nichts weniger als ein Mystiker. Seine Philosophie ist eine Philosophie des Handelns. Seine Theorie sucht immer Thesen, die für die Praxis brauchbar sind. Seine Erkenntnis soll niemals in Widerspruch geraten mit aller Erfahrung. Über allem, was nur durch Glauben zu gewinnen ist, will er den Boden unter den Füßen nicht verlieren. Aber, was ohne Glauben unternommen wird, das kann, so meint dieser niemals dichtende, sondern immer suchende Denker, nicht gelingen.

Wir meinen, daß es besser um manchen Streit unserer Zeit bestellt wäre, wenn es mehr ähnlich religiös empfindende Philosophen des praktischen Handelns und weniger Mystiker des dogmatischen Haderns gäbe. Eine Religiosität, die nichts oder nicht mehr auslöst als eine weltabgewandte Ausgeglichenheit, die nur sich selbst gefällt, weil ihr die Welt nicht gefällt, ist weder der Stein der Weisen noch Brot für Hungernde. Solche Unfruchtbarkeit ist es, gegen die sich Clausewitz sträubt, die aber auch wir ablehnen müssen. Es soll damit keiner anmaßlichen Selbstvergötterung gehuldigt werden. Wohl aber soll damit gesagt sein, daß die Gegenwart weniger als irgendeine andere Zeit dem Deutschen gestattet, sich als „Lilien auf dem Felde“ zu fühlen.

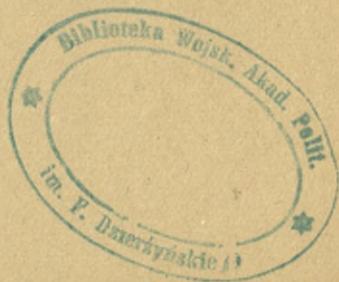
Unerschrockenheit, Herzhaftigkeit und Urteilskraft sind so sehr die überwiegenden Eigenschaften eines guten Soldaten, daß bei dem Besitze dieser die anderen nichts mehr entscheiden können.

Ohne die „Urteilskraft“ wäre der Satz veraltet. Indem sie Clausewitz einbezieht, ist er ebenso „modern“ wie Pintschovius in seinem ausgezeichneten Buche „Die seelische Widerstandskraft im Kriege“.*) Damals wie heute, 1827 wie 1941, werden alle Fertigkeiten ihren Zweck verfehlen, wenn die drei Eigenschaften fehlen.

Im besonderen aber wird die Kraft zum Gehorsam erliegen, wenn die Urteilskraft erlahmt. Denn selbst der blinde Gehorsam kann Grenzen haben. Nämlich die des Unverstands. Die verstehende Hingabe hat keine! Neben die Forderung des blinden Gehorsams in der Wehrmacht gehört daher die Förderung des Wissens um die wehrpolitischen Zusammenhänge im Rahmen der ganzen Nation.

Der blind Gehorsame weiß sicherlich anständig zu sterben. Der verstehend Getreue weiß vielleicht im Augenblicke höchster Gefahr helfend zu handeln. Jedweden „Drill der Seele“ lehnen wir allerdings ab. Diese Formulierung hat schon recht viele in Opposition geboxt. Aber „die Schule des Denkens als eine Schule der Tapferkeit“ zu begreifen, diese Forderung nehmen wir gern an. Denn sie führt zu dem „Heroismus aus Vernunft“ hin, den Clausewitz verlangt.

*) Verlag Stalling, Oldenburg.



Rüsten wir uns mit einem Gefühle und einer Gesinnung, die dem großen Augenblicke entsprechen und tragen wir so in jene materiellen Rüstungen die Seele hinein, ohne welche sie nimmermehr einem Feinde widerstehen werden, der alles mit Leidenschaft tut.

Seelenlose Rüstungen sind zwecklose Rüstungen. Die Einsatzbereitschaft der Nation ist ebenso wichtig wie die militärische Bereitschaft der Wehrmacht. Die raffinierteste Waffentechnik nützt nichts, wenn sie nicht gestützt wird von einer soldatischen, das heißt tapferen Ethik. Auch die klügste Wirtschaft wird verlorene Liebesmühe sein, wenn sie mehr darauf bedacht ist, einzelne zu bereichern, als die Widerstandskraft des Volksganzen zu steigern. Auf diese kommt alles an. Glanzleistungen da oder dort, Eliten, Garden, alles dies verpufft im breit wogenden Ringen der Völker. Sie sind dekorative Ornamente des Friedens, aber nicht entscheidende Elemente des Krieges. Der Geist, von dem die materiellen Rüstungen erfüllt sind, entscheidet. Die Seele, die einer bewaffneten Nation innewohnt, macht sie erst zu einem wehrhaften Instrument. Die Gesinnung, aus der heraus alle Wehrarbeit geleistet wird, gibt dieser ihren Erfolg versprechenden Wert, und auch wir leben in einem „großen Augenblicke“, groß genug, um mit äußerster Anspannung für die schwere Prüfung zu arbeiten, vor die sich das Dritte Reich gestellt sieht.

... Der wiederholte ehrenvolle Kampf (des Deutschen) gegen die Übermacht erlaubt, berechtigt, nötigt die Deutschen zum Selbstvertrauen.

Es war bisher deutsches Schicksal, sich gegen Übermacht behaupten zu müssen. In den Grenzen des Wahrscheinlichen war keine Lage denkbar, in der wir die Überlegenheit der Zahl auf unserer Seite hätten. So bleibt auch heute Pflicht, der zahlenmäßig überlegenen Völkermasse, die Deutschland umlagert, einen überlegenen Innenwert entgegenzusetzen, der die mengenmäßige Übermacht wettmacht.

Die deutsche Weltkriegsleistung berechtigt uns, an diesen überlegenen Innenwert zu glauben. Aber sie verpflichtet auch dazu, an ihm zu arbeiten. Als Geschenk stellt er sich nicht ein. Nur als Lohn langer, mühseliger, fleißiger Arbeit auf allen, irgendwie wehrbrauchbaren Gebieten. So war „die beste Armee der Welt“ entstanden, die 1914 ins Feld rückte. Nur so kann die wehrtüchtigste Nation der Welt bestehen, die immer die bedrohteste des Erdballs war.

Bei dieser Arbeit war damals und ist auch heute zuversichtliches Selbstvertrauen ein dringendes Gebot. Aber es besteht auch die Gefahr oberflächlicher Selbstgefälligkeit. Sie neigt zum Bluff. Der Krieg zerstäubt jeden Bluff. Jeder Schein verflüchtigt sich. Nur die tatsächliche Leistung wirkt. Auch auf die überlegene deutsche Art zu pochen, ist falsch. Wir sagten schon, daß auch Unarten zu ihr gehören. Wir werden nicht überlegen geboren. Der Deutsche hat nur das Zeug dazu, überlegen geformt zu werden, um, überlegen geführt, Überlegenes zu leisten. Auf dieser Grundlage kann unser Selbstvertrauen grenzenlos sein.

Mir erscheint es immer als Egoismus, wenn der Mann auf seinen Menschenwert so stolz ist, daß er darüber den Wert als Staatsbürger mit Gleichgiltigkeit betrachten kann.

Neben den Mannesstolz gehört der Staatsstolz, neben den Persönlichkeitswert der Gemeinschaftswert, neben den gezügelten deutschen Individualismus der national beschwingte Sozialismus. Der Menschenwert als oberstes Gesetz bedeutet die Auflösung der gottgegebenen Bindungen eines Volkstums. Zu diesen Bindungen gehört der organische, aus Blut und Boden hervorgewachsene Staat. Er ist die politische Form unseres Gemeinschaftslebens, und ohne dieses ist das Einzelwesen ein hilfloses Nichts.

Fühlen wir uns als Deutsche unserem gleichen Blute und seiner Heimat verbunden, müssen wir uns auch als Staatsbürger dem Staate verpflichtet fühlen, der dieses Blut betreut und seinen Boden schützt. Fühlen wir uns stolz als Deutsche, dann wollen wir auch mit Stolz auf den deutschen Staat blicken können. Es kann und darf uns nicht gleichgiltig sein, ob seine Flagge in Ehren weht oder nicht. Es kann nur Eigennutz sein, wenn die Selbstgefälligkeit die Anteilnahme am Schicksal des Staates überwiegt. Er ist unser gemeinsames Boot. Vielleicht keine Insel der Seligen, aber noch weniger eine Behausung für zellenbedürftige Einsiedler. Wir müssen dem Staate zugewandt und aufgeschlossen für seine Bedürfnisse sein. Keine Stadt wird gedeihen, wenn der Staat nicht gedeiht. Keine Persönlichkeit wird sich nutzbringend auswirken, wenn sie sich vom Staate ausschließt. Erdenbürger ohne Staat ist fast soviel wie Mensch ohne Vaterland, und diesen Zustand nennt Clausewitz mit Recht „entsetzlich“.

Es ist ein pöbelhafter Irrtum, daß eine Nation ihre Natur von Grund aus verändern könne.

Der Irrtum ist dennoch recht verbreitet. Der rasche Szenenwechsel der Nachkriegszeit, das rasende Tempo des Geschehens verführt nur allzuleicht zu dem Wahne, daß sich die Völker in ihrer Art dem Wechsel anpassen. Wir erleben z. B. ein energiegeladenes Italien und kennen doch aus der Geschichte ein ganz anderes. Wir beobachten ein fieberhaft industrialisierendes Rußland und wissen, daß durch Jahrhunderte vorher fast die gesamte Volkssubstanz mit Ausnahme einer hauchdünnen Schicht bauernhaft lebte. Wir erfreuen uns selbst eines einheitlichen deutschen Führerstaates und erinnern uns, daß er noch niemals einen auch nur ähnlichen Vorgänger in der deutschen Geschichte gehabt hätte, der der deutschen Eigenbrötelei Herr geworden wäre.

Ist sie ausgestorben? Sind wir anders geworden? — Nein! Wir sind alle genau so, wie wir immer waren. Wir werden nur anders geführt. In einer langen Geschlechterreihe mag das dann vielleicht einige Wirkung auf den deutschen Volkscharakter haben. Aber wir werden immer auf der Hut bleiben müssen gegen — uns selbst!

Schlecht geführt, fällt Italien bestimmt in alle Schwächen eines völkischen Konglomerats zurück. Fehlgeleitet, bricht bestimmt ein neues Rußland hervor. Parlamentarisch gelenkt, sind bestimmt in Deutschland sofort wieder alle die aus- und gegeneinander strebenden Unarten lebendig, die uns den Aufstieg zur geschlossenen Nation so lange versperrt haben.

Aus „Vom Kriege“

Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmige Gedankenmasse genannt werden können, . . . die zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird. . . .

Wer sich aber die Mühe geben wollte, wie ich, jahrelang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, so würde er freilich mit der Kritik behutsamer sein.

Der Tod hat die Arbeit des Philosophen unterbrochen. Sie ist unvollendet geblieben. Und doch „vollendet“ genug, um — wie Generaloberst Graf Schlieffen, der einstige Chef des deutschen Generalstabes 1905 schrieb — ein Werk zu liefern, „das nach Form und Inhalt das Höchste darstellt, was jemals über den Krieg gesagt worden ist“.

Auf Clausewitz fußte Moltke, der Sieger von Königgrätz und Sedan. Auf beiden Männern fußte auch Schlieffen, und schließlich hat sich an dem Werk „Vom Kriege“ „ein ganzes Geschlecht bedeutender Soldaten“ herangebildet.

Aber die Nation nahm nicht teil. Sie überließ das Studium des Werkes dem militärischen Fachmanne und ahnte nicht, daß die ewig gleiche Natur des Krieges gar nichts zu tun hat mit seinem unaufhörlich wechselnden militärisch-fachlichen Gesicht.

Der Weltkrieg offenbarte diese Natur mit schmerzlichen Beweisen. Er offenbarte aber zugleich Clausewitz als einen Propheten der Weltkriegsweise. Nun ist es an uns allen — gleichviel ob Soldat oder nicht — „uns die Mühe zu geben“, die Weisheit des großen Denkers mit der Wirklichkeit des heutigen Krieges nachdenklich zu vergleichen! Wir werden dann finden, daß die Sieger von heute zugleich Jünger von Clausewitz sind.

Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.

Die Gewalt der Kriegskraft, die eine Nation entfaltet, kann gar nicht groß genug sein. Denn unser Wille begegnet dem Willen eines Gegners, der ebenfalls die höchste kriegerische Gewalt zu entwickeln sucht, deren er fähig ist. Wenigstens muß man das voraussetzen. Man soll immer vom Gegner annehmen, daß er das tut, was wir selber für richtig halten.

Die Gewalt aber kann sich auf verschiedene Weise äußern. Am sinnfälligsten durch Angriffe zu Lande, zu Wasser und aus der Luft. Weniger rasch und weniger lärmend durch wirtschaftlichen Druck, der den Gegner seiner kriegsnotwendigen Hilfsquellen beraubt. Schließlich durch eine geistige Kriegführung, die einschüchtert, unsicher macht und endlich den Kampfwillen lähmt oder bricht. Auch das ist Gewalt wie alles, was feindselig handelt, ohne um der Verständigung willen zu verhandeln, was Bezwingung und nicht Vereinbarung heißt.

Die Gewalt des Krieges ist daher grenzen- und hemmungslos zu denken. Nur wenn irgendwelche Minderung der Gewalt eine Mehrung oder Beschleunigung des Erfolges verspricht, wird freiwillige Mäßigung geübt werden. Manchmal genügt sogar schon die Drohung mit Gewalt. Aber es muß der unbeugsame Wille hinter einer solchen Drohung stehen, sie gegebenenfalls wahr zu machen, wenn sie überzeugenden Eindruck auf einen zum Widerstande entschlossenen Gegner ausüben soll. Dieser Eindruck fehlte auf italienischer Seite, als England während des abessinischen Krieges seine Flotte im Mittelmeer zusammenzog. Dagegen fehlte auf polnischer, französischer und englischer Seite 1939 jedes Augenmaß für die Widerstandskraft, die Deutschland gegebenenfalls entwickeln würde.

Im Kriege steht alles unter einem höchsten Gesetze, nämlich dem der Waffenentscheidung.

Das klingt so, als lebten wir noch immer in der Zeit der rein militärischen Kriege, in denen der Bürger mehr oder weniger unbeteiligt abseits des Waffenkampfes stand. Aber so will es Clausewitz nicht verstanden wissen. Er will vielmehr sagen, daß jegliche Art von kriegerischer Betätigung darauf abzielen muß, entscheidende Waffensiege zu erfechten. Clausewitz will von einem unblutigen Ruhme großer Feldherren nichts wissen. Die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte ist für ihn eine Vorbedingung des Sieges. Erst wenn sie erfüllt ist, werden wirtschaftliche und propagandistische Mittel vielleicht genügen. Erst nach der Vernichtung der militärischen Macht des Gegners kann auf seine Wehrlosigkeit wenigstens gehofft, wenn auch dann noch nicht mit Sicherheit gerechnet werden.

Es könnte eingewendet werden, dem widerspräche 1918: Das Heer intakt, das Volk und sein Staat erschüttert. Der Feindbund habe also gesiegt, obwohl das deutsche Heer noch ungeschlagen war. Das ist richtig. Falsch wäre es aber, daraus abzuleiten, daß damit Clausewitz widerlegt sei. Der deutsche Zusammenbruch, trotz eines noch ungeschlagenen Heeres, bestätigt vielmehr, daß niemand ungestraft gegen das oberste Gesetz des Krieges verstößt! Erst wenn das letzte, das heißt in diesem Falle: wenn das noch aufrechte Heer daran gesetzt worden ist, also: Erst wenn die Waffenentscheidung vergeblich gesucht worden ist, erst dann hat eine Nation das Recht, sich geschlagen zu fühlen. Statt dessen hat Deutschland damals niederen Gesetzen gehorcht.

Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Um diesen Satz wissen Millionen, die sonst nichts oder nur wenig von Clausewitz gehört haben, und die meisten sind auch geneigt, ihm beizupflichten. Von anderer, sehr bedeutender Seite ist dagegen die These angefochten worden mit dem Ergebnis, daß sich die Politik der militärischen Kriegführung unterzuordnen habe. Schließlich ist eine umfangreiche Literatur entstanden, welche die Politik und die Kriegführung mehr oder weniger glücklich daraufhin untersucht, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen.

Wir versuchen die Sache auf einen einfachen Nenner zu bringen, indem wir sagen: Wenn die Politik mit ihren friedlichen Mitteln nicht mehr auskommt, greift sie — gleichviel, ob freiwillig oder nicht — zu kriegerischen. Also liegt eine Fortsetzung der Friedenspolitik mit den Mitteln der bewaffneten Gewalt vor.

Daraus folgt aber auch, daß das im Frieden nicht erreichte politische Ziel während des Krieges im Auge behalten werden muß, mithin der Krieg nicht unpolitisch, zum Beispiel: nicht nur militärisch geführt werden darf. Wenn der militärische Erfolg uns nicht dem politischen Ziele näher bringt, ist er nutzlos. Wenn die Politik den militärischen Erfolg erschwert oder vereitelt, wird die Kriegführung sinnlos. Es kommt also darauf an, daß sich der Staatsmann und der Feldherr in einer Kriegführung zusammenfinden, in welcher sich die politische und die militärische Führung gegenseitig stützen, statt sich gegenseitig zu stören, wie es im Weltkriege mehrfach geschah.

Im heutigen Kriege unterstützen sich die politische und militärische Kriegführung gegenseitig ganz im Clausewitz-Sinne.

Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidendste, abhängig glauben. . . . Zum Sterben ist es immer noch Zeit, und wie es ein Naturtrieb ist, daß der Untergehende nach dem Strohalm greift, so liegt es in der natürlichen Ordnung der moralischen Welt, daß ein Volk die letzten Mittel seiner Rettung versucht, wenn es sich an den Rand des Abgrundes geschleudert sieht.

Eine geschlagene Wehrmacht bedeutet noch nicht eine geschlagene Nation. Aber diese muß die Pflicht in sich fühlen und den Willen haben, jedes noch irgendwie brauchbare Mittel einzusetzen, ehe auch sie sich geschlagen gibt. Dieser letzte Einsatz braucht nicht aussichtsreich zu sein. Wenn er nur ehrenvoll ist. Er kann vielleicht sogar den Mißerfolg materiell vergrößern. Die ideelle Aussicht auf eine spätere Wiederaufrichtung wird er steigern. Vorzeitiger Kampfverzicht ist eine Belastung, die sich kapitulierenden Völkern anhängt wie ihr Schatten. Der Widerstand bis zum Äußersten, auch der aussichtslose, ist eine Kraftquelle, die in unterlegenen Nationen fließt, bis sie sich wieder erheben. An geschichtlichen Beispielen dafür fehlt es nicht. Für sie ist leider hier kein Raum. Aber man täusche sich nicht: Im entscheidenden Augenblick des letzten vergeblichen Einsatzes fehlt es nur allzuleicht an der Einsicht, daß es ganz einfach unvernünftig ist, irgendein Rettungsmittel unversucht zu lassen. Wir brauchen durchaus nicht den Korthurn geschwollener heroischer Redensarten anzuschnallen, um das Letzte ohne Aussicht auf Erfolg zu wagen. Wir brauchen nur zu wissen, daß in diesem scheinbar so unvernünftigen Wagen höchste Weisheit liegen kann.

Taktik ist die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht. Die Strategie ist die Lehre vom Gebrauch des Gefechts zum Zwecke des Krieges.

Man mag vielleicht finden, daß das wirklich nicht jeder Volksgenosse zu wissen braucht. Aber ist es nicht wichtig, zu wissen, daß taktische Aufgaben an jeden herantreten können, der eine Waffe trägt, während die Strategie einer Auslese führender Männer überlassen bleiben muß? Ein gewisses Maß von Taktik kann schon der Hitlerjunge lernen, und man rümpfe ja nicht die sachverständige Nase und klage nicht über dilettantenhafte Spielerei! Mehr Klage wäre darüber zu führen, wenn Jugend die Schule verläßt, ohne gehört zu haben, daß die genialste Strategie des Feldherrn nichts nützt, wenn seine Truppe nicht taktisch geschult ist. Bei Jena zum Beispiel wurde die tapfere preußische Armee taktisch geschlagen. Bei Prenzlau kapitulierte die Armee vor der überlegenen napoleonischen Strategie. In den deutschen Einigungskriegen war Preußen-Deutschland taktisch und strategisch überlegen. 1914 machte die taktisch überlegene deutsche Truppe im Westen die ungeniale Strategie des jüngeren Moltke leidlich wett. In einem zukünftigen Kriege wird der „Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht“, also die Taktik, noch viel wichtiger sein als früher, weil ein Dutzend verschiedener Waffen auf dem Gefechtsfelde in Übereinstimmung zu bringen ist, wo früher höchstens drei Waffen zusammenwirkten. Die Strategie von morgen ist erst recht unvergleichbar der bisherigen, weil der „Gebrauch des Gefechtes zum Zwecke des Krieges“ aller einstigen Raum- und Zeitberechnungen spottet. Die strategische Lehre ist sorgsam und sachverständlich zu durchforschendes Neuland geworden und wird es bleiben, bis der Feldherr des zukünftigen Krieges seine Rätsel löst. Die Aufgabe der Nation kann aber nur das taktisch geschulte Feldheer sein. Der geniale Feldherr ist ein Geschenk, von dem wir nicht wissen, ob das Schicksal es uns gönnt.

So schrieben wir in der Ausgabe dieses Heftes von 1937. Inzwischen haben der deutsche Feldherr und seine Wehrmacht manches Problem, das der Zukunftskrieg aufzuwerfen schien, siegreich gelöst, ohne Clausewitz zu widerlegen.

Die sehr große Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten, die nötig werden, ehe ein ausgerüstetes Heer ins Feld rücken kann, drängen sich in wenige große Resultate zusammen.

Der einzelne Volksgenosse kann nicht teilhaben an jener großen Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten. Der Versuch, sich dieses Wissen und Können außerhalb der Wehrmacht anzueignen, kann nur zu gefährlichem Halbwissen und Stümperei führen. Aber die wenigen großen Resultate, in denen alle Wehrmachtsarbeit mündet, müssen im Volksbewußtsein lebendig sein, damit sich die Nation mit der Wehrmacht in diesen Zielsetzungen verstehend zusammenfindet. Denn Unverstand wirkt immer irgendwie als Widerstand. Das Verständnis für die Kenntnisse und Fertigkeiten der Wehrmacht kann dagegen außerhalb ihrer Reihen den ganz naturgemäßen Mangel an militärischem Fachvermögen unschädlich machen.

Die wenigen großen Resultate der Wehrmachtsarbeit aber heißen: Schlagfertigkeit, also: militärische Bereitschaft, Kampfkraft, also: Ausbildung, Ausrüstung und Bewaffnung mit entsprechenden personellen und materiellen Reserven und kriegerischer Geist, also die Summe soldatischer Tugenden, die heute noch genau so nötig sind wie zu Zeiten der Pfeile und Bogen.

Es mögen sich die drei großen Ergebnisse der militärischen Friedensarbeit in den Einzelköpfen getrost verschieden malen. Wenn die Nation nur mitempfindet, daß diese Ziele zähen Fleiß, sittlichen Ernst und große Anstrengungen erfordern, aber keinerlei Schaumschlägerei und Großsprecherei vertragen.

Die Verteidigung ist die stärkere Form des Kriegführens.

Dieser Satz ist heftig erstritten. Er scheint auch aller preußisch-deutschen Überlieferungen zu widersprechen. Alle großen Entscheidungen wurden ja im Angriff erfochten. Selbst mit zahlenmäßigen Minderheiten. Gerade sie erkämpften die glänzendsten Siege im Angriff. Zum Beispiel: Leuthen und Tannenberg. Trotzdem soll die Verteidigung die stärkere Kampfesform sein? —

Sie ist es insofern, als man im allgemeinen weniger Kräfte braucht, um sich eines Gegners zu erwehren, mehr, um den Gegner zu werfen. Die obengenannten Angriffserfolge sind Ausnahmen: Lorbeeren genialer Feldherren, Ruhmestaten hochwertiger Truppen, Schlachtenglück großer Soldaten, die kühne Jünger großer Lehrmeister waren. Zu diesen gehört Clausewitz trotz seines obigen Satzes. Denn er läßt die Frage der Anwendung des Satzes offen. Er sagt nur, daß man zur Abwehr weniger Kräfte braucht als zum Angriff, und das trifft auch heute noch zu. Das ist auch durch den Weltkrieg bestätigt und durch den heutigen Krieg nicht widerlegt. Für das allgemeine Urteil ist daher eine umständliche Auseinandersetzung entbehrlich.

Nötig sind dagegen drei Hinweise, die Clausewitz als Ergänzung seiner Behauptung, daß die Abwehr die stärkere Form sei, macht. Nämlich erstens: Entscheidungen können nur durch den Angriff herbeigeführt werden. Zweitens: Wer nicht anzugreifen versteht, versteht auch nicht sich zu verteidigen. Drittens darf das Vorurteil nicht wieder aufkommen, daß der Angriff ein Monopol des Tapferen, die Verteidigung ein Kennzeichen des Zaghafteren sei. In beiden Formen kann man größte Kühnheit beweisen. Aber auf solche Beweisführungen kommt es im Kriege nicht an, sondern nur darauf, mit möglichst geringen Mitteln möglichst große Erfolge zu erzielen. Das kann heute die Abwehr, morgen den Angriff und übermorgen beides erfordern.

Ein Heer, welches an alle seine Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen, ein solches Heer ist vom kriegerischen Geiste durchdrungen.

Wir wenden uns mit diesem Satz nicht an die Wehrmacht, sondern an die Nation. Denn das ist eine der überragenden Weltkriegserfahrungen, daß der Heeresgeist im Volksgeiste wurzeln, von dort her Saft und Kraft erhalten muß. Und zwar nicht erst im Kriege, schon im Frieden. Daß dieser sich mit „kriegerischem“ Geiste nicht vertrage, kann nur behaupten, wer kriegerisch mit kriegslüstern verwechselt.

Für kriegerische Tugenden ist im deutschen Volke alle erwünschte Aufgeschlossenheit vorhanden, für Kriegslüsternheit nicht. Keine Nation wünscht und braucht den Frieden dringender als die deutsche. Es gibt keine soldatischen Tugenden, die nicht „bürgerlich“ brauchbar wären. Dagegen gibt es so manche bürgerliche Pflicht, der nur aus soldatischer Gesinnung heraus voll Genüge getan werden kann. Das gilt vor allem von allem, was die Ehre betrifft. Sie ist kein Vorrecht des Waffenträgers, sondern der Augapfel der gesamten Nation. Auch diese hat ihren Katechismus, den sie nicht ungestraft verletzt. Der Katechismus der Waffenehre muß den Katechismus der nationalen Ehre zum Hintergrunde haben, wenn er nicht einem militärischen Inseldasein gelten soll. Wir brauchen das gemeinsame wehrpolitische Boot, die gemeinsame Flagge und mit ihr die gemeinsame Ehre. Das ist nichts Neues im Dritten Reiche. Aber wir schreiben es nieder, um der Auslegung vorzubeugen, Clausewitz könne nach berühmten Mustern „Ruhe für die erste Bürgerpflicht“ gehalten haben, falls das Heer „eine Bataille verlieren“ sollte, wie 1806 der König von Preußen.

Man hüte sich, Geist des Heeres mit Stimmung desselben zu verwechseln.

Geist ist Gesinnung, Stimmung ist Rausch. Gesinnung formt eine Haltung, die krisenfest ist. Stimmung wechselt wie das Wetter. Gesinnung hat Willen, Stimmung hat Launen. „Der Wille“ — sagt Clausewitz — „ist die höchste Macht auf Erden.“ Laune ist überhaupt keine Macht. Gesinnung überdauert Anstrengungen, Leiden und Mißerfolge. Stimmung erliegt dem Hunger, Durst und jeder Art von Strapaze oder Enttäuschung. Seelische Widerstandskraft ist eine Frage der Gesinnung. Paniken lockern jeden Halt, der nur auf Stimmung beruht. Zwar kann auch die Gesinnung allmählich zermürbt werden. Aber Stimmung schlägt plötzlich um. Gesinnung gehört — nach Clausewitz — zu den „moralischen Hauptpotenzen“ des Krieges. Stimmung ist eine Augenblickstendenz. Gesinnung kann in den Grenzen des Menschenmöglichen unbeirrbar sein. Stimmung wird immer unberechenbar sein. Gesinnung ist psychologischer Wert. Stimmung ist oft Psychose, Massenwahn, Herdentrieb, Illusion oder Depression, Dünkel oder Minderwertigkeitskomplex.

Ein gutes Heer ist niemals „Masse“. Seine Tüchtigkeit und Festigkeit beruht auf der Qualität des einzelnen Soldaten, nicht auf Rims und Schliff des großen Haufens. Das moderne Gefecht vereinsamt den einzelnen. Sein Halt ist dann seine Gesinnung. Die Stimmung hilft da nichts. Sie braucht erkennbaren Widerhall. Die Gesinnung braucht nur das Bewußtsein gedanklicher Verbundenheit. Die geschlossene militärische Truppe ist daher ebensowenig ein Prüfstein für die Gesinnung wie die große politische Versammlung. Gute Stimmung läßt sich in beiden sehr rasch erzeugen. Zu guter Gesinnung kann man nur langsam erziehen.

Nachdem sich gezeigt hat, welch ein ungeheurer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei, — nachdem die Regierungen alle diese Hilfsmittel kennengelernt haben, ist nicht zu erwarten, daß sie dieselben in künftigen Kriegen unbenützt lassen werden.

Mit diesem Ausspruch hat Clausewitz die deutschen Regierungen, die dem Weltkriege vorausgingen, leider überschätzt. Es lag 1914 manche wehrbrauchbare Kraft „unbenützt“. Es war die ungeheure Bedeutung des Herzens und der Gesinnung der Nation keineswegs erkannt. Geschweige denn, daß man ernsthaft versucht hätte, eine Gesinnung im Sinne Clausewitzens durchzusetzen.

Erst der Weltkrieg selbst offenbarte die Lücken unserer personellen, materiellen und ideellen Rüstung. Großartige Improvisationen versuchten die Lücken zu schließen. Aber die Lücke einer wahrhaft nationalen Gesinnung, die auch dem Mißerfolge gewachsen gewesen wäre, blieb offen und führte zu dem Auseinanderbrechen der Nation, das erst das Dritte Reich behoben hat.

Aber kein Volk darf — nach Clausewitz — sein Heil von seiner Regierung, sondern muß es vom eigenen Geiste erwarten. Das heißt: Der Führerstaat ist kein Rezept, das uns entlastet, sondern ein Geschenk, das uns zur Mitarbeit verpflichtet. Nur dann wird es gelingen, den zukünftigen Krieg, falls er uns aufgezwungen wird, „mit der ganzen Schwere der Nationalkraft“ zu führen. Nur dann wird nichts Wehrbrauchbares brach liegen bleiben. Nur dann wird der ungeheure Faktor, welcher das Herz und die Gesinnung der Nation im Rahmen der gesamten Wehrkraft sind, das Kriegsgewicht erhalten, das wir zum Erfolge brauchen.

Niemals wird man sehen, daß ein Staat, der in der Sache eines anderen auftritt, diese so ernsthaft nimmt wie seine eigene.

Nichts liegt uns ferner, als mit diesem Satze anzudeuten, daß wir den Bundesgenossen mißtrauen, die Schulter an Schulter mit uns kämpfen. Dennoch bleibt wahr, daß in Koalitionen stets Keime zu Friktionen stecken, daß der Gegner immer versuchen wird, die Verbündeten zu trennen, und daß man wissen muß, was geschehen soll, wenn der bisherige Alliierte ausfällt. Jedenfalls ist jede Art von Sentimentalität oder überhaupt gefühlsmäßiger Sympathie im Kriegsfall für nichts zu achten. Wir müssen wissen, daß die Bundestreue niemals weiterreicht als der Bundesnutzen. Wir dürfen nie darauf rechnen, daß uns hilft, wer sich damit nicht selber hilft. Der Gemeinnutz geht in Bündnissen nur vor Eigennutz, wenn jener sich mit diesem deckt. Die Geschichte wimmelt von Beispielen für dieses sogenannte Utilitätsprinzip, und nicht zufällig steht das in der Politik eigentlich verpönte Wort „niemals“ an der Spitze der Clausewitztheorie.

Daraus folgt, daß auch für uns jedes Bündnis seinen Zweck verfehlt, in dem die Gegenleistung fehlt. Sie braucht durchaus nicht oder nicht nur militärischer Art zu sein. Sie kann sich sogar im militärischen Rahmen, zum Beispiel auf See- oder auf Luftwaffen oder auf beides beschränken. Sie kann kriegsindustriell oder kriegswirtschaftlich bestimmt sein. Wenn das Äquivalent uns nur unsere Kriegsaufgabe erleichtert, ohne diese über Gebühr zu erweitern und ohne unsere Handlungsfreiheit zu beeinträchtigen.

Im heutigen Kriege decken sich das deutsche und das italienische Lebensinteresse gegenüber England so weitgehend, daß die „Sache des anderen“ zugleich die „eigene“ ist.

Kanonen und Gefangene sind jederzeit als die wahren Trophäen des Sieges betrachtet worden und zugleich als der Maßstab desselben, weil sich an ihnen der Umfang unzweifelhaft kundtut. Selbst der Grad der moralischen Überlegenheit geht daraus besser hervor als aus irgendeinem anderen Verhältnis.

Die Nation muß wissen, daß ohne Trophäen nicht von Siegen gesprochen werden kann. Raumgewinn ist noch kein Schlachtgewinn, geschweige denn ein Sieg. Im Weltkriege herrschte darüber große Unwissenheit. Um so größer war dann die Enttäuschung, als der Endsieg ausblieb.

Ein zurückgehender Feind ist noch kein geschlagener Feind. Auch seine blutigen Verluste beweisen noch nicht viel, besonders nicht, wenn man die eigenen verschweigt. Aber Geschütze und Gefangene, sind untrügliche, noch richtiger: die einzigen zuverlässigen Belege für eine schwere Erschütterung des Gegners. In Zukunft mögen Flugzeuge und Kampfwagen zu den Beweisstücken eines Sieges hinzugerechnet werden. Aber auch dann bleiben genommene feindliche Artillerie und Gefangene das beweiskräftigere Siegesdokument. Es zeigt, daß man tief in den Gegner hineingedrungen war, Teilen den Rückzug abgeschnitten oder doch ihren Kampfeswillen gebrochen hat.

Gewiß war schön, daß wir den Feindbund vier Jahre hindurch vom deutschen Boden fernhielten. Aber uns gelang es im Westen dennoch nicht, ihn entscheidend zu schlagen. Das war nur im Osten und Süden gelungen.

Die Nation hätte die Schwere ihrer Weltkriegsaufgabe wahrscheinlich früher begriffen, wenn sie eine klarere Vorstellung davon gehabt hätte, was Siege sind.

Lob und Tadel nach völliger Einsicht der Sache, hat ... an sich nichts, was unser Gefühl verletzt, sondern bekommt es erst dann, wenn der Kritiker sich persönlich hervordrängt und in einem Ton spricht, als wenn alle die Weisheit, die ihm durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, sein eigentümliches Talent wäre.

Das Kapitel „Kritik“ (gemeint ist die kriegsgeschichtliche) gehört zum Besten des Werkes „Vom Kriege“. Das Kapitel „Kritik“ unserer militärischen Weltkriegsführung gehört zum Schlimmsten der Nachkriegsliteratur.

Clausewitz hat etwa hundertdreißig Feldzüge studiert, um schließlich zu einer Art kriegsgeschichtlicher Kritik zu gelangen, die an vornehmem Gerechtigkeitsgefühl schlechterdings nicht übertroffen werden kann. Wie mancher Kritikus hat nicht einen einzigen Feldzug wirklich „studiert“, um dennoch schärfste Kritik auf oberflächlichster Grundlage zu üben! Etappentheater-Intendanten haben über strategische Zusammenhänge geschrieben, als hätten sie sämtliche Generalstabsschulen der Welt durchlaufen. Parteiknirpse der Systemzeit haben aus ihrer Verantwortungslosigkeit heraus verantwortungsfreudige Feldherren abgekanzelt, als seien sie die denkbar doofsten Hohlköpfe gewesen. Selbst ernst zu nehmende Politiker haben aus propagandistischen Gründen manchen prächtigen führenden Soldaten der Massengunst geopfert, ohne auch nur den leisesten Versuch, sich in die Seele und die Lage des Handelnden, so wie er sie nur sehen konnte, hineinzudenken. Es ist schon so, wie der große Moltke einmal von Leuten sagte, die den Vorüberfahrenden grüßten: „Hätte ich Königgrätz verloren, würden sie denken: Dort fährt der alte Esel.“

Die sinnlich anschaulichen Vorstellungen, welche man (im Kriege) erhält, sind lebendiger als die, welche man sich früher durch reife Überlegung verschafft hat. Sie sind aber nur der erste Anschein der Dinge, und dieser trifft, wie wir wissen, selten mit dem Wesen genau zusammen. Man ist also in Gefahr, die reife Überlegung dem ersten Anschein aufzuopfern. . . .

Dagegen muß man sich also waffnen und ein festes Vertrauen in die Resultate seiner eigenen früheren reifen Überlegung setzen, um sich dadurch gegen die schwächenden Eindrücke des Augenblicks zu stärken.

Klarer kann kaum gesagt werden, wie wichtig die wehrpolitische Friedensaufklärung über den Krieg ist. Sie ist eine Waffe der seelischen Widerstandskraft gegen die seelische Erschütterung. Sie setzt Einsicht gegen Eindruck, Vernunft gegen Furcht, Wissen um die Gefahr gegen Unkenntnis der Gefahr, Wirklichkeitssinn gegen Wahn, Selbstvertrauen gegen Minderwertigkeitsgefühle, Umsicht gegen Kopflosigkeit, erzieherisch vorbereitete Haltung gegen willkürlich vorgefaßte Meinung, disziplinierende Ethik gegen auflösende Panik.

Nach Kriegsbeginn aufgestellt, kommen alle diese Zielsetzungen zu spät. Nur für die Wehrmacht aufgestellt, sind sie zu eng. Denn das Wesen des heutigen Kriegs ist: Volk wider Volk. Früher siegte das kriegstüchtigere Heer. Heute hat nur die kriegstüchtigere Nation Aussicht zu bestehen. Früher entschied die physische Wucht der militärischen Waffen, die „Muskelfraft der Nation“ allein. Heute tritt die geistige Kriegführung hinzu. Vor mehr als hundert Jahren hatte Clausewitz das erkannt. Aber nicht einmal der Weltkrieg hatte genügt, um diese Erkenntnis zum gedanklichen Gemeingut aller Volksgenossen zu machen. Das Dritte Reich mußte erst kommen, um ihr Bahn zu brechen.

Nur wer mit geringen Mitteln Großes tut, hat das Ziel richtig getroffen.

So schließt das Buch in „Vom Kriege“, das den Angriff behandelt. Der Satz könnte ebensogut über einem Buche stehen, das der Selbstbehauptung Deutschlands gewidmet wäre. Denn wir werden immer nur relativ „geringe Mittel“ haben und dennoch nie auf „Großes“ verzichten dürfen. Wir können nicht — wie die Sowjetunion oder wie die großen Kolonialreiche — mit unerschöpflichen Menschenreserven rechnen. Wir haben nicht — wie das britische Empire — gesicherten Zugang zu Rohstoffgebieten aller Erdteile. Uns fehlt der Goldreichtum der USA und der südafrikanischen oder sowjetischen Union. Der dichtbesiedelte deutsche Raum liefert nicht die reichliche Nahrung, die der fruchtbare französische Boden seiner dünnen Bevölkerung gönnt. Wir wohnen nicht — wie die Franzosen — innerhalb von naturstarken Grenzen und Küsten. Wir leben nicht — wie Frankreich — nur zwischen wenigen, sondern zwischen zahlreichen Staaten als Nachbarn. Es ist uns unmöglich — wie das in Frankreich geschieht — riesige Kriegsvorräte aller Art im Frieden unwirtschaftlich zu lagern. Wir dürfen nicht — wie die Angelsachsen — die Aufstellung eines großen Heeres erst mit Kriegsausbruch beginnen. Das Schicksal hat uns in allen Fragen der Selbstbehauptung auf die mühseligen Wege des armen Mannes, der Habenichtse verwiesen. Zu der einzigen Zeitspanne aber, zu der Deutschland einmal wirklich schwer reich war, nämlich in den letzten Jahrzehnten vor 1914, wanderte dieser friedensselige Reichtum zuungunsten des Volkstums in wehrunbrauchbare Schläuche!

An dieser Niederschrift von 1937 kann erwogen werden, welche gewaltige Verbesserung unserer Lage durch die bisherigen deutschen Waffenerfolge von 1939/40 erzielt worden ist. Trotzdem besteht das Clausewitz-Wort einer weit über England hinaus haßerfüllten Welt gegenüber zu recht.

Um . . . das Maß der Mittel kennenzulernen, welches wir für den Krieg aufzubieten haben, müssen wir den politischen Zweck desselben unsererseits und von seiten des Feindes bedenken; wir müssen die Kräfte und Verhältnisse des feindlichen Staates und des unsrigen, den Charakter seiner Regierung, seines Volkes, die Fähigkeiten beider und das alles wieder von unserer Seite, die politischen Verbindungen anderer Staaten und die Wirkungen, welche der Krieg darin hervorbringen kann, in Betracht ziehen. . . .

Das Urteil über einen bevorstehenden Krieg, über das Ziel, das er haben kann und über die Mittel, welche nötig sind, kann also nur aus dem Gesamtüberblick aller Verhältnisse entstehen.

Damit ist gesagt, daß jedes Einzelgebiet des nationalen Daseins irgendwie positive oder negative Wehrbedeutung hat und dementsprechend gepflegt oder bekämpft werden muß. Weiter, daß wir den Anschauungsunterricht nicht gering schätzen möchten, den unsere Umwelt jenseits der Grenzen bietet, damit wir wissen, mit wem wir uns vielleicht auseinanderzusetzen haben werden. Und drittens weist uns Clausewitz mit diesen Sätzen darauf hin, daß der Krieg nicht erlaubt, unsere Hoffnungen auf eine Karte zu setzen, welche es auch sei! Das gesamte Spiel der vielfältigen Kräfte und Gegenkräfte muß ins Auge gefaßt werden, um wenigstens einigen Anhalt dafür zu gewinnen, welche Lage es im Kriegsfalle zu meistern gilt. Da es aber selbst der gewissenhaftesten Prüfung nicht gelingen wird, bleibt nichts übrig, als sich auf allen wehrbrauchbaren Gebieten so stark als irgend möglich zu machen. Das ist im Dritten Reiche geschehen. Der Siegeszug von Polen über Norwegen nach Frankreich ist die erste Frucht dieser wehrpolitischen Energie.

Wenn blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel sind, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme am Leibe weghaut.

Wir hatten vor, auch diesen bekannten Satz wegzulassen, wie manchen anderen. Allein, wir bringen ihn, weil es eine klassischere Widerlegung aller einseitigen, sentimental „Humanisierungs“versuche des Krieges nicht gibt. Nur solche werden sich durchsetzen, die beiden Parteien zum Vorteil gereichen, ohne den Kriegszweck zu vereiteln. Oder solche, deren einseitige Nichtbeobachtung die Zahl der Feinde vergrößert oder überhaupt die Kriegslage irgendwie verschärft. Mit dem totalen Kriege geht der letzte etwa noch vorhandene Rest eines kulturellen Gemeinschaftsgefühls verloren. Wer sich mit Giftgasen und Bakterien retten zu können glaubt (so töricht das auch wäre), wird sie einsetzen. Wer diese Barbarei nicht mitmacht, dem wird sie propagandistisch angedichtet werden. Der völlig hemmungslose Krieg löst unweigerlich die Anwendung jedes zerstörenden Mittels aus. Über das Wie, Wo und Warum entscheidet nur die Zweckmäßigkeit, nie die Moral. Aber natürlich trieft alle Kriegspropaganda von Moral. Es gibt kein anderes Mittel gegen den kulturellen Verfall, den der Krieg bedeutet, als den, sich für diesen Krieg zu wappnen und dadurch vor ihm zu warnen. Zu retten ist die Kultur durch den allumfassenden Verichtungskrieg Volk wider Volk nicht mehr. Er ist ihr Ende. Darum lebt im deutschen die soldatische Sehnsucht, auch den Krieg nur so zu führen, wie das einer hochkultivierten, das heißt: ehrbewußten Nation würdig ist. Der Engländer dagegen kennt diese Sehnsucht nicht. Er fiel schon um die Jahrhundertwende, im Burenkriege, zurück in das antike Vorbild eines Krieges, der die Volksvernichtung zum Ziele hat. Dasselbe Ziel hat sich England auch im heutigen Kriege gesteckt.

Es ist ein Mangel unserer Terminologie (Ausdrucksweise), daß wir im Falle der Niederlage den ihr entsprechenden Sieg, und im Falle des einfachen Sieges das ihm entsprechende Unterliegen des Gegners nur mit (je) einem Worte zu bezeichnen wissen.

Wir haben schon einmal gesagt, daß zu einem wirklichen Siege Trophäen und zu einer wirklichen Niederlage der Verlust von Trophäen gehört. Aber hier handelt es sich nicht um die tatsächliche kriegerische Handlung, sondern um ihre sprachliche kritische Behandlung.

Diese ist oft — das darf man wohl ohne Anmaßung sagen — geradezu verheerend, jedenfalls so verwirrend und irreführend wie nur möglich. Was wurde und wird nicht alles „Sieg“ genannt, statt mit diesem gewichtigen Worte so sparsam umzugehen wie etwa mit der letzten Kraft beim Gipfstieg! Clausewitz ist diesmal nicht ganz im Rechte, wenn er die Begriffsverwirrung unserer überreichen Muttersprache zur Last legt. In den weitaus meisten Fällen ist vielmehr der Wunsch oder der Unverstand der Vater des Wortes Sieg. Mißbrauch, nicht Mangel unserer herrlichen Sprache liegt vor, und wer sie auf einen wahrhaftigen Ton abgestimmt hören will, der frage Frontsoldaten! Freilich haben journalistische Gepflogenheiten oder propagandistische Notwendigkeiten, aber auch retouchierende Truppengeschichten oder phantasierende Kriegsliteraten erheblichen Anteil. Als wenn nicht auch bescheidene Erfolge oft aller erwünschten Ehre genug tun könnten! Wenn es sich aber darum handelt, der Nation zu sagen, was nur Anspruch darauf hat, „Sieg“ genannt zu werden, dann sollte verantwortungsbewußte Gewissenhaftigkeit der alleinige Maßstab sein. Denn nur dann wird jeder begreifen lernen, welche Fülle von Willen, Wissen und Können der Führer und Geführten glücklich zusammenklagen muß, um zu siegen.

Schon oft sind die Folgen dieser Schwierigkeit (nämlich des Nachschubs von Verpflegung und Ergänzung) gewesen, daß der Glanz der herrlichsten Siege erlischt, die Kräfte abmagern, der Rückzug notwendig wird, und dann nach und nach alle Symptome einer wahren Niederlage annimmt.

Wir bringen diese Stelle des fünften Buches, um das Vorurteil zu entkräften, Clausewitz habe die Bedeutung des wirtschaftlichen Rückhalts, dessen die Kriegführung bedarf, nicht gekannt. Der komplizierte Bedarf von heute war ihm natürlich nicht geläufig. Auch die Blockade stellt er nicht in Rechnung. Zumal er den napoleonischen Blockadeversuch, die sogenannte Kontinentalsperre, als Fehlschlag erlebt hatte. Aber die Kriegsnotwendigkeit einer ergiebigen Basis bis zu den heimatlichen Einfuhrhäfen kannte er sehr wohl, und darauf, nicht auf den Umfang und Einzelinhalt des Kriegsbedarfs kommt es an, um sich mit Clausewitz in grundsätzlicher Übereinstimmung zu wissen. Ob der Benzinmotor oder der Hafermotor nichts zu fressen hat, ist für die Natur und das Wesen des Krieges gleichgültig, ob es an Waffen oder Wolle, Menschen- oder Munitionsreserven fehlt, auch. Das Entscheidende ist und bleibt heute wie zu Clausewitzens Zeiten, daß die Kriegskraft nie größer sein kann als ihr Nährboden (der politische und der wirtschaftliche Lebensraum der Nation) Kriegssaft liefert. Freilich handelt es sich dabei sowohl um materielle als um ideelle Nahrung. Auch soll der Feldherr — wie Clausewitz sagt — ganz gewiß nicht den Intendanten spielen. Aber die militärische Rechnung darf auch nicht ohne den wirtschaftlichen Wirt gemacht werden. Die Kriegswirtschaft ist — wie Marschall Badoglio, der Eroberer von Abessinien schreibt — „das Sprungbrett“ in den Krieg, und wir fügen hinzu: um den Sprung in das ungewisse Dunkel eines Krieges zu versichtlich tun zu können!

Die Überraschung des Feindes liegt mehr oder weniger allen Unternehmungen zugrunde, denn ohne sie ist die Überlegenheit auf dem entscheidenden Punkte eigentlich nicht denkbar.

Geheimnis und Schnelligkeit sind die beiden Faktoren dieses Produktes (d. h. der Überraschung), und beide setzen ... eine große Energie ... (und) einen großen Ernst des Dienstes voraus. ...

In der Ausführung bleibt das Mittel meistens in der Friktion (Reibung) der ganzen Maschine stecken. ...

Wir haben hier ... nicht bloß die ersten Führer im Sinn, sondern jeden einzelnen, weil die Wirkung der Überraschung das Eigentümliche hat, das Band der Einheit gewaltig aufzulockern, so daß leicht jede einzelne Individualität (also auch die schwächliche) dabei zum Vorschein kommt.

Zugegeben, daß Clausewitz bei diesen Sätzen vorwiegend militärische Unternehmungen im Auge hat, mit deren fachlichen Bedingungen wir keinen Leser belasten wollen. Aber inzwischen ist Kriegsdienst Volksdienst geworden. Also müssen auch in diesem das Geheimnis, die Schnelligkeit, der Ernst des Dienstes und das Band der Einheit zu ihrem Rechte kommen. Die Forderungen gehen also „jeden einzelnen“ Volksgenossen an, und die Schwächlinge unter ihnen, deren es immer gibt, dürfen die standhafte Einheit der Nation nicht lockern.

Zugegeben aber auch, daß wir Deutsche besser lernen müssen, Geheimnisse zu wahren, als das in und nach dem Weltkrieg zuweilen verstanden worden ist, und daß das Geheimzuhaltende ebensowohl kriegswirtschaftlicher als auch militärischer Art sein kann. Wir müssen also nicht nur seelisch gewappnet sein gegen das Auflockernde feindlicher Überraschungen, sondern auch verstehen, den Feind zu überraschen, und zwar als zuverlässig verschwiegene Nation.

Im Kriege kommen ... die Dinge anders, als man sich es gedacht hat, und sehen in der Nähe anders aus, als in der Entfernung. ... Der Mensch ist hunderttausend Eindrücken preisgegeben, von denen die meisten eine besorgliche, die wenigstens eine ermutigende Tendenz haben. ... Darum ist Beharrlichkeit in den gefaßten Vorsatz ein sehr notwendiges Gegengewicht ... so kann ... nur eine große Willenskraft an das Ziel führen.

Dieser kleine Auszug aus dem wundervollen Kapitel „Beharrlichkeit“ möge zeigen, wie wenig Raum der Krieg allem Rechnerischen läßt, wie stark in allem Geschehen das Unwägbare, Seelische überwiegt, und wie unendlich wichtig die Zähigkeit des Siegeswillens ist.

Man könnte einwenden, der Weltkrieg habe doch wahrlich genug an deutscher Beharrlichkeit gezeigt. Aber wie lange noch — und das nachwachsende Deutschland weiß von der unvorstellbaren Wucht jener „hunderttausend Eindrücke“ so gut wie nichts mehr! Niemand glaube, daß ihre Last nur auf den Feldherrn drückt. Jeder „Troßknecht“ hat sie mitzutragen, jeder Granatendreher wird gelegentlich von Zweifeln geschüttelt, an den Nerven jeder Frau zerzt Besorgliches, und alle erleben eindeutig Ermutigendes so selten wie etwa Berlin einen unfallfreien Verkehrstag. Es ist ein Anderes, zu großer Willenskraft entschlossen zu sein, ein Anderes, trotz allem zu ihr befähigt zu bleiben! Gewiß ist niemals das deutsche Volk besseren Willens zu alledem gewesen, was Clausewitz fordert, als heute. Allein, sofern festfreudiger Rausch, eine Art von Mitgerissensein diesen guten Willen wesentlich mitbestimmt, werden solche Gefühle in der feldgrauen Wirklichkeit des Krieges sich schneller verflüchtigen als warmer Hauch in kalter Luft. Die Art von Krieg, die uns Deutschen heute aufgezwungen wird, ist nur mit einer Begeisterung zu meistern, in der sich Befähigung gesellt, nur mit einer Tapferkeit zu bestehen, der es an Zähigkeit nicht fehlt.

Mit einem Heere, das von einem kühnen Volke ausgegangen, und in welchem der Geist der Kühnheit immer genährt worden ist, lassen sich andere Dinge unternehmen als mit einem, das dieser kriegerischen Tugend entfremdet ist. ...

Nun gibt es in unseren Zeiten kaum ein anderes Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. ...

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben.

Anknüpfend an diese Sätze des zweiten Buches hat das unkritische gedankenlose Zitieren geradezu Orgien gefeiert. Denn es darf in unseren Zeiten keine Rede davon sein, daß die Nation nur durch den Krieg oder gar durch Kriegsgewohnheit zu dem kühnen Geiste zu erziehen wäre, den sie im Kriege braucht. Unsere Friedenserziehung muß vielmehr anstreben, daß unsere Kriegstüchtigkeit mit der Länge des Friedens wächst. Sie muß die Auffassung, daß ein langer Frieden zwangsläufig erschlaffend sei, und daß gehobener Wohlstand notwendigerweise den kriegerischen Geist sinken lasse, als gestrig ablehnen. Ob diese Friedenserziehung gelingt, ist eine andere Frage. Daß sie trotzdem nötig ist, ist keine. Das Dritte Reich hat sie deshalb auf seine Fahne geschrieben. Clausewitz hat aber — wie er ja selbst sagt — den letzten Satz aus den Anschauungen seiner Zeit heraus geschrieben. Dennoch treffen wir uns mit ihm darin, daß auf Kühnheit im Heere nicht zu rechnen ist, wenn sie in der Nation nicht zu Hause ist.

Inzwischen haben die kriegerischen Tugenden den stärksten Impuls erfahren, den es überhaupt gibt, nämlich den kriegerischen Erfolg.

In der Kriegskunst ist die Erfahrung mehr wert als alle philosophische Wahrheit.

Der Satz scheint meiner vorigen Erläuterung zu widersprechen. Aber das scheint nur so. Clausewitz will sagen, daß sich die kritische Betrachtung oft auf die Kriegsgeschichte berufen muß. An anderer Stelle schreibt er, daß eine Philosophie, die dem Soldaten etwas bedeuten will, der Erfahrung nicht widersprechen darf.

Das Studium der Kriegsgeschichte ist und bleibt also ein absolut unentbehrliches Mittel der Friedenserziehung zur Kriegstüchtigkeit, und man glaube ja nicht, daß das nur für Führer gilt. Auch die Geführten müssen um kriegsgeschichtliche Beispiele, Vorbilder und Beweise wissen. Natürlich abgestimmt nach den Graden des Auffassungsvermögens und den Arten des Schul- und Lebensweges. Natürlich nicht, um Zivilstrategen zu züchten oder sonst wie ein militärisches Fachwissen in Köpfe zu stopfen, denen dafür jede Grundlage fehlt. Aber doch so, daß der Krieg, er mag noch so unerwünscht sein, dennoch als die ernsteste, schwerste und unerbittlichste Prüfung begriffen wird, die einer Nation auferlegt werden kann.

Unter diesem Leitgedanken muß zum Beispiel auch der Schulunterricht über den Weltkrieg stehen. Denn unter diesem Gesichtspunkt wird sich zeigen, daß jede Friedens-tüchtigkeit ihren Kriegswert besitzt, der Krieg mithin stets ein Fazit des vorausgegangenen Friedens ist. Der Weltkrieg war ein Defizit! Nicht ein militärisches, wohl aber ein wehrpolitisches. Der heutige hat sich in seinen bisherigen Erfolgen als das wohlverdiente Ergebnis tatkräftigster und weitblickendster wehrpolitischer Friedensarbeit erwiesen.

Die vier Bestandteile, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in welcher sich der Krieg bewegt, (sind) die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewißheit und der Zufall.

An diesem Satze wollen wir noch einmal zeigen, daß die Natur des Krieges nicht das Geringste zu tun hat mit der Struktur der Heere und Flotten, ihrer Bewaffnung und Ausrüstung oder ihrer Fecht- und Führungsweise. Die vier Faktoren spielten ihre Rolle am Aufidus wie an der Marne, bei Salamis wie am Skagerrak. Mit ihnen hatte sich auseinanderzusetzen Cäsar wie Napoleon, Gustav Adolf wie der große Friedrich, Blücher wie Hindenburg, der große Moltke wie Ludendorff.

Schon aus diesem einen Grunde veraltet Kriegsgeschichte nie. Wer ihr Studium verschmäht, weil Jahrhunderte seit Lützen oder Leuthen verflossen sind, verwechselt das bleibende Wesen des Krieges mit seinen wechselnden Zügen, klebt irgendwie an den zeitgebundenen Kriegsereignissen und verschließt sich den seelisch an sich gleichen Kriegserkenntnissen.

An diesen vier Elementen muß die Kriegszeitung geprüft werden, nur an ihnen können Charakter und Verstand, physische und geistige Tätigkeit erkannt werden. Es gilt, der Gefahr das Herz, der Anstrengung den Willen, der Ungewißheit die instinktive Gewißheit und dem Zufall die Entschlußkraft entgegenzusetzen. Das gilt für den Feldherrnhügel wie für das Trichterloch, für den General wie für den Gefreiten, aber auch für die Werkscharen wie für die Heerscharen. Denn die „Atmosphäre“ des Krieges unseres Jahrhunderts dehnt sich bis in den äußersten Winkel kriegsführender Länder aus.

Die Strategie kennt nicht, wie das übrige Leben, Handlungen, die in bloßen Worten . . . bestehen. Diese, die nicht viel kosten, sind es aber vorzüglich, womit der Listige hinter das Licht führt.

Das, was es im Kriege Ähnliches gibt . . ., ist . . . gewöhnlich von so schwacher Wirkung, daß es nur bei einzelnen, sich von selbst anbietenden Gelegenheiten gebraucht . . . werden kann.

Je schwächer die Kraft, um so stärker pflegt die Neigung zur List zu sein. Sie hat auch, wie wir Deutsche aus bitterer Weltkriegserfahrung wissen, in der Kriegspropaganda ihren bedeutsamen Platz, aber im eigentlichen Waffenkampfe nur einen geringen. Jedenfalls ist es nie ratsam, den Erfolg nur auf diese eine Karte zu setzen. Sie schlägt selten. Häufiger enttäuscht sie. Auch die Versuche technischer Überlistungen scheitern meist. Vielleicht, daß sie einmal oder für eine kurze Zeit gelingen. Die überlegen geführte Wucht, an entscheidender Stelle überraschend zur Geltung gebracht, ist immer mehr, als die gerissen angewandte List, die, erkannt, eine Schwäche bloßlegen kann, die bis dahin dem Feinde verborgen war. Besonders der Bluff ist stets ein fragwürdiges Kriegsmittel. Der Schein pflegt nur im Frieden und auch da nur manchmal mit Erfolg zu trügen. Der Krieg hält sich bei Masken und Fassaden nicht lange auf. Kulissen wirft er um. Jede Art von Überlegenheit dagegen wirft Widerstände um. Der Versuch der Überlistung ist — wie wir von Clausewitz hören — immer billig. Der Sieg im Völkerringen ist niemals billig. So werden wir wohl gut tun, mehr daran zu setzen, daß wir tüchtig, als daran, daß wir listig sind. Der Listige kann Glück haben. Auf die Dauer hat es aber — nach Moltke — nur der Tüchtige.

Ein guter Operationsplan ist noch kein Meisterstück. Die Schwierigkeit besteht aber darin, den Grundsätzen, welche man sich gemacht hat, in der Ausführung treu zu bleiben.

Wir schließen die Auslese mit diesen schlichten Sätzen, weil sie für jedes Vorhaben gelten, das am grünen Tisch ausgedacht wurde, um dann gegen unvorhergesehene Widerstände ausgeführt zu werden. Diese rütteln natürlich an den „Grundsätzen, welche man sich gemacht hat“. Zweifel steigen auf, ob man mit den Grundsätzen der Friedenserziehung auf den richtigen Weg geführt worden war. Zaghaftigkeit, selbst Klugheit kann von ihnen fortziehen oder an ihnen irre machen. Die Ungewißheit, in die hinein im Kriege gehandelt werden muß, kann erst recht unsicher machen. Immerhin kann Klugheit die Lage richtig beurteilen.

Aber das Urteil bleibt unwirksam, so lange nicht ein Entschluß aus ihm abgeleitet wird, und dieser ist niemals nur eine Frage des Verstandes, sondern auch des Charakters. Klugheit ohne Kühnheit, Weisheit ohne Tapferkeit, Wägen ohne Wagen sind also unzulängliche Mittel zum Siege.

Darum ist die Erziehung zur Kriegstüchtigkeit mehr eine Frage des Herzens als des Verstandes, mehr eine Sache der soldatischen Ethik, die Clausewitz um 1827 vertrat, als der fortgeschrittenen Technik, die 1941 zeigt und vor allem: mehr eine Angelegenheit des unproblematischen Glaubens an uns selbst als des unfruchtbaren Grübelns über Probleme!

Schlußwort

Die Auslese ist als eine Ergänzung zu zwei früheren Clausewitz-Arbeiten gedacht, die im Anhang dieses Buches an erster Stelle stehen. Nicht so zwar, daß man dieses Büchlein ohne die zwei anderen nicht verstünde. Wohl aber so, daß hier nicht wiederholt wird, was dort gesagt worden ist. Überdies kann ein gewisses, wenn auch kleines Mindestmaß von Clausewitz-Kenntnis allmählich überall da vermutet werden, wo man sich die Erziehung zu soldatisch-heroischen Auffassungen angelegen sein läßt.

Freilich möchten es auch die Kreise, die sich der Erziehung entwachsen fühlen, für der Mühe wert halten, Clausewitz einmal auf sich wirken zu lassen, sofern er ihnen bisher fremd geblieben war. Das kann hier — wie in den beiden anderen Heften — durch wenige Seiten geschehen, während die hinterlassenen Schriften viele Bände umfassen.

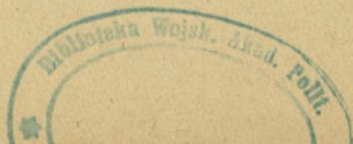
Wenn das kleine Buch auf solche Weise als eine Anregung wirkt, mehr von Clausewitz kennen zu lernen, als diese Arbeit gibt, wird sie ihren Zweck erfüllt haben.

Der Verfasser.

Anhang:

Vom Verfasser bereits erschienene Bücher:

- Zeitgemäße Gedanken um Clausewitz.** Verlag Junker und Dünnhaupt. Berlin 1937.
- Der einzige Schutz gegen die Niederlage. Eine Fühlungnahme mit Clausewitz.** Verlag Hirt. Breslau 1937.
- Wehrwende? Ein Buch für Soldaten und Nichtsoldaten.** Verlag Scherl. Berlin 1930.
- Leitgedanken zur Abrüstungsfrage.** Kyffhäuser Verlag. Berlin 1931.
- Deutschlands Recht auf Sicherheit.** Deutsche Verlagsanstalt. Berlin 1932.
- Hindenburg. Männer und Mächte.** Kittler Verlag. Berlin 1932.
- Krieg ohne Feldherrn?** Schriften an die Nation. Band 12. Verlag G. Stalling. Oldenburg i./O. 1932.
- Arbeit und Waffe als Grundlage der Nation.** Schriften an die Nation. Band 25. Verlag G. Stalling. Oldenburg i./O. 1933.
- Tannenberg.** Deutsche Jugendbücherei Nr. 490 Dürerbund. Hillger Verlag. Berlin und Leipzig 1933.
- Krieg als Saat.** Verlag Hirt. Breslau 1934.
- Die Weltangst vor dem Kriege.** Verlag Hirt. Breslau 1935.
- Schlummernde Wehrkräfte. Neue soldatische Blickfelder.** Buchholtz & Weißwange, Verlag. Berlin-Charlottenburg II.
- Wehrpolitik, Wegweiser und Winke.** Verlag Junker und Dünnhaupt. Berlin 1939.





51640/

2

1894